Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich mit Ausnahme nach Sonn- und Festtagen ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
(nur Wochentags)
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die **Expedition** zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 337. **Sonnabend** den 13. Juli 1895. **89. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 13. Juli.

Die Erinnerung an jenen 13. Juli, an dem in Berlin jene berühmte Depesche über die **Emser Vorgänge** entstand, die den französischen Geschichtsfälschern und ihren socialdemokratischen Freunden in Deutschland den Vorwand für die Behauptung abgab, nicht Frankreich, sondern Bismarck sei der eigentliche Urheber des Krieges von 1870/71 gewesen, drängt jedem deutschen Patrioten, dem die Erhaltung des in diesem blutigen Kriege Errungenen am Herzen liegt, eine nichts weniger als erfreuliche Betrachtung auf. Wenn in Frankreich nichts geschieht, um jenen Geschichtsfälschern entgegenzutreten und ihnen das verruchte Handwerk zu legen, so ist das begreiflich. Selbst derjenige Theil des französischen Volkes, der den Ausbruch eines neuen Krieges fürchtet, empfindet ein gewisses Behagen am Spielen mit dem Feuer und einen gewissen Trost in dem Gedanken, daß Frankreich seine furchtbare Demüthigung nicht selbst verschuldet habe. Aber daß auch bei uns diese Lüge einem großen Theile der Jugend eingepflanzt und daß durch diese Lüge in dem revanchelustigen Nachbar der Rachedurst verschärft werden darf; das ist eine Thatsache, die ebenso unbegreiflich erscheint, wie so manches Andere, was wir 25 Jahre nach der Erhebung Deutschlands zu gemeinsamer Abwehr einer frevelhaften Herausforderung erleben müssen. Als „grober Unfug" wird so manches angesehen und bestraft, was harmlos ist im Vergleich zu der dreisten Wiederholung einer Lüge, die nicht nur Kaiser Wilhelm I. im Grabe beschimpft, sondern auch der Bemühung der deutschen Regierungen um die Erhaltung des Weltfriedens direct entgegen wirkt. Von der nationalgesinnten Presse allein ist die Ausrottung dieser Lüge nicht zu erwarten, denn diese wird geglaubt, weil den Personen geglaubt wird, die sie verbreiten. Die Bekämpfung der Lüge wird also erst wirksam, wenn sie zugleich ein Kampf gegen die Verbreiter ist. Und in solchem Kampfe ist ein einziges unbedachtes Wort der Entrüstung um so gefährlicher, je weniger in solchem Falle dem Beleidiger der Schutz des §. 193 des R.-Str.-G. zugebilligt wird. Wenn sie ihre eigenen Interessen wahrt, so wahrt die Presse „berechtigte Interessen"; allgemeine zu wahren, wird nicht als ihr Beruf erachtet. Es kann daher gar leicht sich ereignen, daß eine Zeitung verurtheilt wird, weil sie von patriotischem Zorne sich zu einem scharfen Ausfalle gegen den Verbreiter einer den Frieden und die Sicherheit des Vaterlandes gefährdenden Lüge sich verleiten läßt, während der Verbreiter dieser Lüge straflos ausgeht und hierdurch ein neues Düngemittel für seine Unheilssaat gewinnt. Dieser Zustand, in dem die staatlichen Organe in schweigender Unthätigkeit einer Schürung der Revanchegelüste unserer Feinde zusehen und den entrüsteten Gegnern der Schürer dieser Revanchegelüste durch die Rechtsprechung die Arme gelähmt sind, muß die ernstesten Sorgen heraufbeschwören. Entsteht zwischen Frankreich und Deutschland eine neue Spannung, in der die Frage von Recht und Unrecht für das Laienurtheil nicht so leicht zu lösen ist, so kann aus der frevelhaften Verhetzung, welche die socialdemokratischen Blätter in Deutschland mit der „Fälschung" der Emser Depesche treiben dürfen, eine Gefahr entstehen, welche die Früchte des blutigen Ringens von 1870/71 ernstlich in Frage stellt. Dieser Umstand ist wichtig genug, um die berufenen Kreise in Deutschland zu ernster Prüfung der Frage zu veranlassen, wo der Fehler liegt, der einen solchen Zustand herbeiführte. Ein Fehler wenigstens muß vorliegen; vielleicht ist mehr als einer vorhanden. Einen Versuch zur Beseitigung erst zu machen, wenn die Folgeerscheinungen noch greller zu Tage getreten sein werden, würde eine nicht zu verzeihende Leichtherzigkeit sein.

Aus dem Großherzogthum Baden hat der Telegraph von einem Acte der **Genossenschaftsbildung in landwirthschaftlichen Kreisen** gemeldet, dem wir ungleich praktischeren Werth beizumessen geneigt sind, als dem ganzen kostspieligen Lärm um den Antrag Kanitz. Die Landwirthe im Kreise Eppingen haben „unter fördernder Mitwirkung der Regierung" die erste badische Getreide-Absatz-Genossenschaft begründet. Das ist schon insofern erfreulich, als gerade der Eppinger Bezirk einen der beiden Badenser gestellt hat, die noch vor einem halben Jahr im deutschen Landwirthschaftsrath für den Antrag Kanitz gestimmt haben. Die Gründung der Absatz-Genossenschaft läßt den Schluß zu, daß man, unbeschadet aller etwa fortbestehenden Neigungen und grundsätzlichen Ansichten über die Einfuhrverstaatlichung und die vierzigjährigen Durchschnittspreise, wenigstens praktisch genug war, das Unerreichbare nicht weiter zu verfolgen, sondern das Erreichbare jetzt mit fester Hand zu erfassen. Zwei Monate früher wäre die Gründung der Genossenschaft noch mehr à propos gewesen, denn damals hatten wir um 10 ℳ höhere Preise für Weizen und Roggen als heute. Ja, die Septembertermine notirten damals um 12 bis 14 ℳ höher als gegenwärtig, und nichts stand im Wege, daß auch die Bauern damals bereits „lieferbar September" ihr zur Zeit reifendes Korn verkauften. Es war nur erforderlich, daß sie in einer Genossenschaft die Production eines größeren Bezirks zusammenfaßten und auch sonst die Lieferungsbedingungen des Großmarktes zu erfüllen sich in Stand setzten. Wenn es für den Augenblick zu spät ist, den Nutzen der Maipreise noch festzuhalten, so ist es doch nicht zu spät, des Vortheils jeder künftigen Aufwärtsbewegung der Großmarktpreise sich zu versichern. Namentlich aber bietet die Genossenschaft dem Einzelnen jede wünschenswerthe Gewähr dagegen, daß gerade er die ganze Ungunst gesunkener Preise über sich ergehen lassen muß; die Genossenschaft schützt ihn gegen die Zwangslage, in solchen Augenblicken verkaufen zu müssen. Wie die Marktverhältnisse neuerdings sich gestaltet haben, kann in dieser Beziehung eine Genossenschaft nach Art der im Kreise Eppingen jetzt begründeten sofort ihre guten Dienste leisten. Die rückläufige Bewegung der Getreidepreise, die an den großen Märkten während der letzten Wochen beobachtet wurde, ist kaum von dauernder Bedeutung. Alle neueren Berichte bestätigen vielmehr, daß die überseeischen Kornkammern für 1894/95 nicht entfernt wieder so viel nach Europa werden abführen können, wie es für 1893/94 möglich war. Das landwirthschaftliche Centralbureau in Washington stellt soeben fest, daß die Weizenernte nach dem Stande vom 1. Juli in Winterweizen noch um 5,3 Procent schlechter gerathen sei, als schon vorher angenommen war, sie wird nur noch auf 65,8 Proc. geschätzt gegen 84,4 im Durchschnitt der vorigen drei Jahre! Auch hat die starke Zufuhr der letzten Wochen, welche den im Mai so viel höheren Preis wieder um 10—12 ℳ herabdrückte, eine stark bemerkbare Lücke in die jenseitig sichtbaren Vorräthe gerissen. Diese werden für die erste Juliwoche nur noch auf 57,70 Millionen Bushels geschätzt, gegen 72,71 in derselben Woche des vorigen Jahres. Hiernach ergiebt sich bereits, daß der jüngst beobachtete Preisdruck nichts weiter gewesen sein kann, als eine leicht erklärliche vorübergehende Wirkung der stärkeren Zufuhr, die ihrerseits in den höheren Marktpreisen des April und Mai ihre Erklärung findet. Aufgabe einer gut geleiteten Getreide-Absatz-Genossenschaft soll und kann es aber sein, derartige Preisbewegungen auf ihren Charakter und ihre Ursachen hin zu untersuchen und demgemäß den Genossenschafter vor den mißlichen Augenblickswirkungen dieser Preisschwankungen zu bewahren. Wird gar, wie jetzt in Preußen, die Thätigkeit solcher Genossenschaften noch dadurch von Staatswegen gefördert, daß man den Mitgliedern billigsten Personalcredit vermitteln kann, damit sie nicht gerade in der unbequemsten Stunde ihre Feldfrucht verkaufen müssen, so ist denn doch für den Landwirth ein weithin reichender Schutz und Beistand geleistet. Für reactionaire Zwecke Derer, die unter dem Vorwand einer Organisation der landwirthschaftlichen Interessen nur Politik treiben wollen, hat aber der Staat nicht zu sorgen.

Mit argwöhnischen Blicken sieht man in **Frankreich** auf das Vorgehen Deutschlands in Marokko und ereifert sich darüber, daß wir uns selbst Recht verschaffen, wo man uns keins geben kann. Die französische „Agence Havas" kleidete die Nachricht von dem Vorgehen des Grafen Tattenbach in folgendes Telegramm vom 10. Juli:

„Ein deutsches Geschwader, welches hier eingelaufen ist, überbringt ein Ultimatum mit der Forderung, für die Ermordung eines deutschen Staatsangehörigen Genugthuung zu leisten. Gerüchtweise verlautet, daß im Falle der Verweigerung dieser Genugthuung Rabat oder Casablanca besetzt werden solle."

Diese kurze, den Thatsachen leider nicht ganz entsprechende Meldung hat das „Journal des Débats" so aufgeregt, daß es sich zu einem Leitartikel aufschwingt, in dem die folgende Stelle vorkommt:

„Wenn dies Einschreiten Erfolg hat, wird nur ein bedauerlicher Präcedenzfall geschaffen, durch den die Beziehungen zu Marokko künftig erschwert würden. Würde aber der deutsche Gesandte Gewalt anwenden, so wäre dies bedauerlich für alle Staaten, die an der Aufrechterhaltung des marokkanischen status quo interessirt sind, besonders das durch Algier benachbarte Frankreich, das mit Unruhe dem deutschen Vorgehen entgegensehen muß."

Die Auffassung, daß, weil eine Anzahl Mächte an dem Bestande eines Raubstaates ein Interesse haben, Deutschland nichts thun dürfe, um sich Genugthuung von der halbwilden Gesellschaft zu verschaffen, ist echt französisch, aber Deutschland wird trotzdem ruhig den Weg weitergehen, auf den es die zu schlichtende Angelegenheit und der völkerrechtliche Brauch weisen. Darum hat aber die Auslassung des „Journal des Débats" doch eine symptomatische Bedeutung. Es ist offenbar der gallische Hochmuthsstachel, welcher sich wieder regt, nachdem Frankreich alle seine Mittel angespannt, um sich von Neuem kampfbereit zu machen, und welcher durch das Gefühl der russischen Freundschaft noch verstärkt wird. Man kann sich nicht enthalten, irgend einen Anlaß hervorzuzerren, um Deutschland zu zeigen, daß man selbst vor ihm jetzt keine Furcht mehr hege und daß man sich nicht mehr genire, ihm Mahnungen oder gar nur leicht verhüllte Drohungen zugehen zu lassen. Es ist dies sehr bezeichnend sowohl für Deutschland wie für Frankreich; die Wiedererstarkung des Ersteren hat der Welt einen Frieden gegeben, der jetzt ein Vierteljahrhundert gedauert hat, die Wiedererstarkung Frankreichs dagegen kündigt sich alsbald in Mörgeleien und in der künstlichen Schaffung „gespannter Lagen" und dergleichen an. Beunruhigt wird die Welt nicht dadurch, daß Deutschland in einer bestimmten, allgemein bekannten Sache und auf dem hergebrachten Wege sein gutes Recht gegen die marokkanische Regierung verfolgt, obgleich Algerien Marokko benachbart ist, sondern vielmehr dadurch, daß auf diesem Planeten überhaupt neben Frankreich noch ebenbürtige selbstständige Mächte vorhanden sind und sich zu rühren wagen, daß Gott die Erde nicht einfach französisch geschaffen hat.

In Sack und Asche thut die **bulgarische** Abordnung in Petersburg im Namen des gesammten Volkes Buße dafür, daß dieses sich zehn Jahre lang der väterlichen Hand des Zaren entzogen, daß es seine Selbstständigkeit und Freiheit gewahrt hat. Am Sarge Alexander's III., des Kaisers, der Bulgarien und seinen ersten Fürsten mit unauslöschlichem Hasse verfolgte, legten die Abgesandten einen goldenen Lorbeerkranz nieder, und Metropolit Clement, der alte Verschwörer, hielt ein feierliches Requiem in der Capelle ab, er sprach im Namen seiner Nation. Ein unwürdigeres Schauspiel hat es nie gegeben, als dieses Winseln zu den Füßen eines autokratischen Zaren. Es scheint, als ob das bulgarische Volk durch den nicht anerkannten Fürsten Ferdinand zu lauter ehrlosen Wichten und Memmen geworden wäre, zu einer Gesellschaft von Vaterlandsverräthern, wie sie in solcher Anzahl selten selbst ein Höflingsvolk aufzuweisen hatte. Stefan Stambulow war ein ganzer Mann und trotz des letzten schmachvollen Jahres bulgarischer Geschichte hegen wir die Zuversicht, daß er nicht der einzige Mann in Bulgarien sein wird, dem die Schamröthe ins Gesicht steigt, wenn am Mittwoch die bulgarische Abordnung vor Nicolaus II. das Knie beugt. Der Alleinherrscher hat die „Gnade" gehabt, eine Audienz zuzusagen, und mit Inbrunst wird Ferdinand der Coburger in Karlsbad die Drahtnachricht aus hochfürstliche Herz gedrückt haben, die ihm endlich die Hoffnung auf Anerkennung, auf Aussöhnung eröffnet. Und er ordnete sofort die Abhaltung von Requiems in Bulgarien an und das „Gospodin pomiluj" ertönte nie mit mehr Recht in der Sofianer Kathedrale als an diesem Tage, denn da mußte man sagen: „Herr erbarme dich!" des armen Volkes, das von der Höhe seiner selbstständigen politischen Entwicklung Dank einem unfähigen Fürsten und einer gewissenlosen Regierung wieder zu russischen Leibeigenen erniedrigt werden soll.

Nicht minder widerspruchsvoll, als die aus Sofia kommenden, **Macedonien** betreffenden Nachrichten, lauten die Berichte aus Konstantinopel über die Haltung, welche die Pforte den macedonischen Vorgängen gegenüber beobachtet, oder einzunehmen gedenkt. Die officiösen Berichte aus Sofia lassen das sichtliche Bestreben erkennen, Besorgnisse, die an die macedonische Bewegung geknüpft werden, als übertrieben darzustellen und darzuthun, daß die bulgarische Regierung darauf bedacht sei, die Bewegung, soweit es sich um eine Unterstützung derselben von Bulgarien aus handelt, einzudämmen. Diesen Meldungen stehen aber fortgesetzt solche gegenüber, die den Ernst der bulgarischen Regierung, der macedonischen Bewegung entgegenzutreten, sehr fraglich erscheinen lassen. Was die Haltung der Pforte anlangt, so wäre sie nach einer Lesart geneigt, den Bulgaren die gewünschte Errichtung der neuen bulgarischen Bisthümer in Macedonien zuzugestehen, während nach der anderen Lesart ein solcher Entschluß der Pforte kaum zu erwarten sei und demnach die Ankündigung dieses Zugeständnisses nur den Zweck gehabt hätte, die Bulgaren in eine günstigere Stimmung zu versetzen, die aber sofort in ihr Gegentheil verwandelt werden würde, wenn es sich herausstellen sollte, daß eine Aussicht auf Erfüllung der erwähnten bulgarischen Wünsche nicht vorhanden sei. „Es scheint sich" — so schreibt man der „Kreuzzeitung" — „in den türkischen maßgebenden Kreisen die schon seit Langem bestehende Doppelströmung immer mehr geltend zu machen, und es ist daher sehr fraglich, ob, selbst wenn jene den Sieg davontragen sollten, welche Zugeständnisse an die Bulgaren bezüglich der Bisthümer in Macedonien befürworten, ein solcher Beschluß wirklich zur Ausführung gelangen werde. Vor Allem sind die Dinge in Macedonien selbst so weit gediehen, daß es hieße, das Schlimme durch Schlimmeres zu ersetzen, wenn die Zugeständnisse an die Bulgaren nicht auch durch solche an die Serben und Griechen aufgewogen werden würden. Selbst wenn, was noch zweifelhaft ist, durch das Zugeständniß der

---

Feuilleton.

Haus Hardenberg.

32] Roman von Ernst von Waldow.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen horchte auf. Anfangs hatte sie nur in der Manier verwöhnter kranker Kinder ihren Wunsch, ihre Bitte vorgebracht, in der festen Ueberzeugung, daß sie Gewährung finden würde.

Jetzt aber beunruhigte sie dieses „es muß sein", und sie fragte, die Blicke der großen Augen forschend auf die Stiefmutter heftend:

„Du kommst doch aber bald wieder, Mama?"

Valeska nickte stumm. Eine Lüge wollte sie nicht und die Wahrheit konnte sie diesem Kinde nicht sagen.

Das war Renate noch verdächtiger, dann aber kam ihr ein Einfall:

„Du triffst wohl mit Onkel Siegfried in Erbach zusammen."

„Ja, Kind, ich hoffe es."

Valeska athmete erleichtert auf und erzählte dann ihrer Stieftochter von Erbach und ihrer Jugendzeit dort.

Renate bückte sich tiefer auf die Stickerei, welche sie in Händen hielt:

„Da war wohl auch Lieutenant Saalfeldt und seine Schwester, Du nanntest ihn ja immer Deinen Jugendfreund."

„Nein, erst in Berlin lernten wir sie kennen, weil wir in einem Hause mit ihnen zusammen wohnten."

„Der Lieutenant hat sich ja lange nicht sehen lassen", bemerkte Renate.

„Er ist verreist."

„Wohin denn?"

„Das weiß ich nicht, Kind, er sandte eine Abschiedskarte — das ist aber schon lange her, damals warst Du noch sehr krank."

„Und er hatte das Herz, mich zu verlassen", dachte Renate bei sich. Thränen traten ihr in die Augen und trafen langsam herab.

„Was ist Dir?" fragte Valeska, die es bemerkte, besorgt.

„Nichts — gar nichts. Es stimmte mich nur so traurig, daß Du mich verlassen willst."

„Mein armer Liebling!" seufzte Valeska, die Stieftochter an sich ziehend, um sie durch sanfte Liebkosungen zu trösten.

XIV.

Mit ängstlicher Vorsicht hatten die Ehegatten es vermieden, daß sich im Hause vorzeitige Gerüchte über ihre bevorstehende Trennung verbreiteten, aber sie hatten es doch nicht völlig hindern können, daß die Dienstleute ihre Bemerkungen über die Winterreise der jungen Frau machten. Auch speiste Valeska immer noch mit ihrer Stieftochter in deren Zimmer zusammen, obschon Doctor Friedebach es seiner Patientin gestattet, sich an den gemeinsamen Mahlzeiten zu betheiligen.

Valeska hatte mit Hilfe Luise's ihre Koffer gepackt, denn am nächsten Tage sollte der Hauptmann eintreffen. All die kostbaren Sammet- und Seidenroben, der Schmuck und die echten Spitzen — Geschenke, womit Hardenberg seine junge Frau in verschwenderischer Weise überschüttet hatte — sollten zurückbleiben. Valeska wollte nichts mitnehmen von den Liebesgaben des Mannes, der sie so schwer, so tödtlich beleidigt hatte.

Das Schlimmste stand ihr noch bevor: die Trennung vom Gatten und Tochter und die Mittheilung von allem Geschehenen an Onkel Dietrich. Der alte Herr war ja noch völlig ahnungslos, da sie in ihren Briefen an ihn keinerlei Anspielung gemacht — solche Dinge kann man ja auch nicht schreiben.

Was aber auch in Valeska's Seele vor sich gehen mochte, äußerlich war sie gefaßt und ruhig und schickte sich an, nachdem sie mit Renate gespeist, einige Abschiedsbesuche zu machen.

Vor Allem wollte sie zu Clementine v. Strehlen gehen, die sie seit vielen Wochen, schon der Ansteckungsgefahr wegen, nicht gesehen hatte.

Aurelie Winterfeld und Tante Rosamunde sollten mit Abschiedskarten abgefunden werden — zu was sollte sie den Triumph dieser gehässigen und klatschsüchtigen Weiber noch dadurch erhöhen, daß sie ihnen Gelegenheit gab, in ihr blasses Gesicht, in ihre traurigen Augen zu sehen.

Kaum hatte Valeska das Haus verlassen, so ließ Renate die alte Friederike rufen, und als diese erschien, fragte sie gespannt:

„Wird sie kommen, Friederike?"

„Das schon, Fräulein, aber ich hab's nicht gern gethan."

„Wo denkst Du nur hin, der Vater ist um diese Zeit in seinem Büreau, er kann sie gar nicht eintreten sehen, und hierher in mein Zimmer pflegt er nicht zu kommen."

„Er hats halt verboten und wird seine Gründe dazu haben, denn die Martha Winterfeld oder eigentlich ihr Vagabund von Sohn sind doch einzig und allein schuld daran, daß die arme junge Frau aus dem Hause muß, noch dazu bei so einer Hundekälte."

„Aber es ist ja ihr eigener Wille, daß sie nach Erbach mit dem Onkel Dietrich reist, was hatten denn auch die Winterfeld's damit zu thun."

„Da ließe sich viel darüber sagen, aber was ein braver Dienstbote ist, der soll Alles sehen können und nichts weiter sagen. Mir ist nur jetzt der Mund übergelaufen, weil ich die gepackten Koffer habe stehen sehen, und Luise läßt auch die Flügel hängen, und es hätte nicht viel gefehlt, da hätten wir beide geflennt wie die Kinder. Na, mögen die Anderen — ich meine die Frau Aurelie und Tante Rosamunde und der Herr —, mögen sie denken und sagen, was sie wollen, jetzt glaube ich kein Wort mehr davon und an der Sache mit dem Lieutenant ist auch nichts."

„Mit welchem Lieutenant denn?" fragte Renate erbangend.

„Nun, mit dem Herrn Saalfeldt, der so oft auf Visite ins Haus kam."

„Und mein Vater konnte das glauben —?"

„Natürlich — das ist eben das Schlimme."

„Aber das ist ja reiner Wahnsinn!"

„Nu freilich — und wenn ich davon gesprochen habe, was ich nicht hätte sollen, so ist das deshalb geschehen, weil ich dachte, daß Sie, Fräulein Renatchen, vielleicht ein gutes Wort für die Stiefmutter beim Papa einlegen sollten — sie hats wohl verdient um Sie in der Krankheit, und wenn ich noch daran denke, wie sie dort am Bette niedergekniet ist und die Hände gefaltet und gebetet hat: Gott möge sie statt ihrer sterben lassen — und das mit einer Stimme, daß mirs kalt über den Rücken gelaufen ist. Und es war ihr Ernst damit, heiliger Ernst, das können Sie mir glauben. Seitdem habe ich sie lieb bekommen, die Stiefmutter, und ließe mich in Stücke für sie hauen. Aber jetzt muß ich hinunter gehen, die Frau Martha abfangen, über das Andere sprechen wir noch."

Renate blieb allein zurück, wortlos, starr blickte sie vor sich nieder, als hätte sich da plötzlich auf dem blumigen Teppich ein Abgrund vor ihr geöffnet.

So hatte sie noch nicht genug gebüßt durch ihre schweren Körper- und Seelenleiden? — Die böse Saat, welche sie gesät, war aufgegangen und die arme, unschuldige Mutter sollte nun das Opfer werden!

Darum blickte ihr Vater so trübe, waren Glück und Frohsinn aus dem Hause geflohen. Gleich einer Verbrecherin mußte die Herrin in die Verbannung ziehen — deshalb hatte Valeska mit so tief trauriger Stimme neulich geantwortet:

„Es muß sein!"

„Nein — nein, es darf nicht sein!"

Wenn nur erst Martha käme — sie hatte dieselbe schon längst zu sprechen verlangt, in der Hoffnung, mindestens eine Kunde von dem Geliebten zu erhalten, darum hatte sie Friederike beauftragt, Frau Winterfeld herbeizuholen da die Stiefmutter ihr gesagt, daß sie vor Abend nicht heimkommen werde.

Jetzt wartete Renate in fieberhafter Spannung auf das Erscheinen der alten Frau, denn ihr ahnte, daß da noch ein Geheimniß verborgen sein müsse, sonst hätte ja Friederike nicht sagen können: Frau Martha und deren Sohn trügen die Schuld an der bevorstehenden Scheidung ihrer Eltern. Aber was konnte es sein — sie vermochte es nicht zu errathen.

Da ward die Thür geöffnet, Frau Winterfeld trippelte herein, blaß, trüben Auges, sich ängstlich umschauend.

Sie brach sogleich in Thränen aus, als sie das junge Mädchen erblickte. Die arme Frau weinte jetzt bei dem geringsten Anlaß — das Kreuz, welches sie zu tragen hatte, war ja auch gar schwer.

Renate, voll Ungeduld, begann mit ihren Fragen, denen aber Martha geschickt auszuweichen verstand. Da ergriff Renate erregt ihre Hand:

„Frau Martha, wenn Sie mich wirklich so lieb haben, wie sie versicherten — und sie weinten ja vorhin vor Mitgefühl, als Sie mich so blaß und hager fanden —, also wenn Sie mir helfen wollen, ein gutes Werk zu thun müssen Sie mir Alles sagen, was Sie von dem Einbruch, dem Lieutenant Saalfeldt und dem bösen Gerede über meine Stiefmutter wissen.

„Aber ich darf ja nicht, Renatchen, ich habe es Ihrem Papa in die Hand gelobt, daß ich über Alles schweigen will."

„Sie haben nur kein Vertrauen zu mir, mein Vater wird nie erfahren, daß Sie mir etwas gesagt. Hören Sie mich doch, ich will diese Sachen ja nicht aus müßiger Neugierde wissen, sondern um ein Unglück zu verhüten, denn — um ganz offen gegen Sie zu sein — ich vertraue Ihnen an, daß meine Eltern eine Scheidung vorbereiten und meine Stiefmutter schon morgen unser Haus verlassen will, es ist also keine Zeit mehr zu verlieren."

„Großer Gott!" rief Frau Martha bewegt, „also das